

Predigt über Markus 4,26-29

Mit dem Reich Gottes ist es wie mit einem Menschen, der den Samen aufs Land wirft. Und er schläft und steht auf nachts und tags, und der Same sprießt und wird länger – er weiß nicht, wie. Von selbst bringt das Land Frucht hervor, zuerst den Halm, dann die Ähre, dann das volle Korn in der Ähre. Sobald die Frucht reif ist, sendet er sofort die Sichel aus, denn die Ernte ist da.

Von selbst bringt das Land Frucht hervor – manchmal ist es gut, Bibeltexte ganz wörtlich, nämlich gar nicht zu übersetzen: *automatä* steht da im Griechischen, das Reich Gottes kommt automatisch. Das ist gewiss eine Provokation für aktive, engagierte, handfest praktische und handgreiflich kämpferische Christen, das ist aber zugleich ein Trostwort für Verzagte und Verzweifelte, Ermüdete, Resignierte. Und die meisten von uns sind ja beides, sind aktiv und immer wieder auch verzagt, aber auch in aller Verzagtheit nicht ganz ohne Hoffnung, und sei es, dass wir uns an verzweifelte Hoffnungen klammern. Niemandem von denen, die sich durch die Verheißungen Gottes, durch die Worte und Taten Jesu dazu haben bewegen und verlocken lassen, nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit zu trachten, bleibt es erspart, auf diesem Weg in Zweifel und Verzweiflungen zu geraten, zu ermüden und zu verzagen, doch umgekehrt verstärken solche finsternen Täler und dünnen Durststrecken unsere Sehnsucht nach dem, was verheißen ist, bestärken uns in dem Ruf: Dein Reich komme!

Eine ganz und gar alltägliche Geschichte erzählt Jesus hier, und schon das ist ein hoffnungsvolles Zeichen: Jesus findet in Tätigkeiten und Vorgängen, die uns vertraut und die völlig unspektakulär sind, uns wirklich nicht in endzeitliche Hochspannung versetzen, den Stoff für Gleichnisse, die uns deutlich, verständlich, vorstellbar machen, was uns keineswegs vertraut, sondern fremd ist: die neue Welt, die Jesus verkündet und herbeiführen will, in der Gott nicht mehr eine Stimme, ein Einfluss unter vielen ist, umstritten, im Kampf mit und in Konkurrenz zu ganz anderen Herren, Mächten und Gewalten, sondern alles in allem. Dass ganz Alltägliches dafür den Stoff hergibt, das ermutigt uns dazu, auch unseren täglichen Kram ganz ernst und scharf wahrzunehmen, ihn nicht runterzuspielen, zu banalisieren, abzutun, sondern mindestens zu versuchen, auch in unserem Tun und Erleben Reich-Gottes-Gleichnisse zu entdecken, unseren Alltag für gleichnisfähig zu halten.

Ein Mensch wirft Saatgut auf einen Acker – ein ganz alltäglicher, genauer: alljährlicher Vorgang, auch uns Stadtbewohnern nicht unvorstellbar fremd. Und dann wartet er ab. Er schläft des Nachts und steht morgens wieder auf, hat gewiss auch noch anderes zu tun, macht aber nicht vor lauter Sorgen und Grämen die Nacht zum Tage. Er sorgt sich nicht. Er weiß zwar nicht wie, er weiß aber aus eigener wie aus fremder Erfahrung, dass nun das Land, die Erde ganz von selbst, automatisch Frucht hervorbringt, viel mehr Körner als er gesät hat. Eine unbedingt lohnende Investition und im Unterschied zu den Zusammenhängen, die nicht nur Wirtschaftspolitikern Sorgen machen, sondern uns alle zwischen Hoffen und Bangen hin- und herschwanken lassen – Hoffnung auf Aufschwünge, die zu Wachstum, Angst vor Abschwüngen, die in mehrerer Hinsicht in Depressionen führen – im Unterschied zu dieser ganzen keineswegs sorglosen Welt völlig automatisch. Man könnte einwenden, dass das nicht ganz stimmt: wenn niemand sät, bringt die Erde keineswegs automatisch Frucht hervor. Wichtiger aber ist: es kommt mehr raus als reingesteckt wurde. Das unterscheidet diesen Automatismus von den Automaten, die wir kennen, die nur das hervorbringen, was zuvor hineingetan wurde, und zwar nur gegen einen äquivalenten Geldwert. Und auch das nur, wenn es gut geht. Gelegentlich sieht man Menschen wütend auf Automaten einschlagen, die das nicht tun, doch kommt auch dabei meist nichts raus.

Anders verhält es sich in der Bildergeschichte aus der Landwirtschaft, die Jesus erzählt, denn anders verhält es sich mit dem Reich Gottes, das er mit dieser Geschichte verkündet und damit auch befördert. Der Mensch erntet keineswegs nur das, was er gesät hat, sondern viel mehr. Das aber ist nicht sogleich sichtbar. Der Bauer streut Samen aus und sieht erstmal gar nichts. Selbstverständlich fängt er nicht an, im Boden zu wühlen um nachzusehen, ob das Korn auch schön keimt, womöglich noch bisschen dran zu ziehen, um das Wachstum zu beschleunigen. Genauso absurd und genauso zerstörerisch wäre es, ständig das Wachstum des Reiches Gottes zu überprüfen oder zu versuchen, dieses Wachstum gewaltsam zu beschleunigen. Angemessen ist hingegen geduldiges Abwarten in der ruhigen Gewissheit, dass alles seine Zeit hat, auch Säen und Ernten.

Ehe wir nun überlegen, was das für unsere Bemühungen, das Evangelium in Wort und Tat auszustreuen, bedeutet, uns vielleicht fragen, wie fruchtbar, wie genießbar, wie ersprießlich das alles ist, was wir unter die Leute zu bringen versuchen, sollten wir uns eine Verstehensregel klar machen und sie beherzigen, die für alle Gleichnisse Jesu gilt: sie sind nicht einfach so wahr, richtig und hilfreich, könnten nicht genauso gut von jedem anderen erzählt werden, sondern haben alle mit Jesus selbst zu tun, der sie erzählt. Darum gilt zunächst und vor allem: Jesus selbst streut Samen aus. Er verkündet das Reich Gottes, und das sind keine leeren Worte, sondern fruchtbare, wirksame. Es sind Worte, die zugleich Taten sind, die das hervorbringen, was sie sagen. Und wir Hörer dieses Gleichnisses sollen uns das gesagt sein lassen gerade dann, wenn wir vom Kommen und Werden dieses Reichs so verzweifelt wenig entdecken können. Macht euch keine Sorgen, sagt der Gleichniserzähler Jesus, denn ich mache mir auch keine. Und Markus illustriert diese Sorglosigkeit Jesu, indem er im Anschluss an diese Gleichnisrede erzählt, wie Jesus im Boot mit seinen Jüngern mitten in Sturm und Wellen seelenruhig schläft, während seine Jünger in verzweifelter Todesangst den völligen Untergang kommen sehen und darum ihren Herrn und Meister schließlich vorwurfsvoll wecken.

Das Gleichnis von der Frucht, die das Land automatisch hervorbringt, findet sich nur bei Markus, und es kann gut sein, dass er es selbst eingefügt hat zwischen zwei andere Gleichnisse, die es auch bei Matthäus und Lukas gibt und in denen es ebenfalls um die überwältigende Wirkung kleiner Körner geht, denn diese Geschichte zeigt, worum es Markus geht. Von begriffsstutzigen Jüngern mit kleinem Glauben, mit geringem Vertrauen zu Jesus, zu Gott, zum Evangelium erzählen alle vier Evangelien, doch das Besondere des Markusevangeliums, sein besonderer Ton in diesem Quartett ist: es ist das Evangelium der verschreckten, verstörten, entsetzten Jünger und Jüngerinnen. Denn Markus schreibt während einer schrecklichen Katastrophe in der an Katastrophen nicht armen jüdischen Geschichte: der jüdische Krieg gegen die Römer endete mit grauenhaften Massakern und mit der Zerstörung Jerusalems und des Tempels. Viele der frühen Christen, die ja Juden waren, erlebten das als Widerlegung, mindestens radikale Infragestellung des Evangeliums, und ihr Entsetzen spiegelt Markus in die ersten Jünger hinein. Selbst die Osterbotschaft löst Furcht und Schrecken aus, nicht den übermütigen Jubel, der nur zehn, zwölf Jahre zuvor für Paulus selbstverständlich war. Und im Kreuz Christi spiegeln sich die viel zu vielen Kreuze der Jahre 66 bis 70. Doch Markus hält bei allem Schrecken am Evangelium fest, tröstet sein Volk, redet freundlich mit dem zerstörten Jerusalem, sagt auch mit diesem Gleichnis: was Jesus begonnen hat, wirkt fort, auch wenn ihr nichts davon seht; was Jesus gesät hat, wird Frucht bringen und zwar unabhängig von euren Erfolgen oder eurem Versagen. Freilich: man weiß nicht wie.

Das ist eine wichtige und tröstliche Botschaft auch für uns heute. Denn wir neigen dazu, das Wachsen des Reiches Gottes mit dem Wachstum der Kirche gleichzusetzen, also zu verwechseln, darum auch umgekehrt den Untergang des Evangeliums zu befürchten, wenn die Kirche nicht wächst, sondern schrumpft. Es gibt kirchliche Reformpapiere, in denen – ein bisschen wie

in den früher hier üblichen Fünfjahresplänen – Wachstumsziele quantifiziert werden: Erhöhung der Taufquote; Steigerung der Zahl von Gottesdienstbesuchern. Man kann das verstehen, jedenfalls ich kann das verstehen. Wer das Leben mit Gott, mit Israel, mit Jesus ein lohnendes Leben findet, möchte auch andere dazu einladen und darauf aufmerksam machen. Und auch ich wünsche mir mehr Teilnehmer an unseren Gottesdiensten, mehr Mitsänger, mehr Mitbeter, mehr Hörer des Evangeliums, die ihre Herzen nicht verstocken, wenn sie seine Stimme hören, sondern immer wieder neu davon froh und frei werden. Aber die Kirche ist nicht das Reich Gottes, und Gott sei Dank wirkt das Evangelium, wirkt Jesus Christus auch außerhalb der Kirche, wenn wir auch nicht wissen wie.

Es ist ja immer wieder überlegt worden, ob etwa so etwas wie die Aufklärung, die Menschenrechte, die Frauenrechte, obwohl mühsam gegen die Kirche erkämpft und noch immer nicht durchgesetzt, schon gar nicht universal, nichtkirchliche Früchte des Evangeliums sind. Und das gilt auch für ein Kind der Aufklärung, die aus guten oder vielmehr bösen Gründen überwiegend atheistische sozialistische Arbeiterbewegung. Der Philosoph Hegel hat hier in der Nähe gründlich über den Sinn der Geschichte nachgedacht, konnte zwar keinen gradlinigen Fortschritt erkennen, aber doch ein Fortschreiten in lauter Konflikten, in Gegensätzen. Auf den Einwand, seine Theorie entspreche nicht den Tatsachen, soll er frohgemut geantwortet haben: umso schlimmer für die Tatsachen. Markus, nicht so vollmundig, eher erschüttert und tastend, sagt es auch. Hegels Schüler Karl Marx sah die von seinem Lehrer entwickelte Konfliktgeschichte nicht mehr nur als Geistesgeschichte, sondern, und darin war er biblischem Denken näher, vor allem als Geschichte realer, materieller gesellschaftlicher Gegensätze, hielt aber daran fest, dass die Geschichte in diesen Konflikten und durch sie automatisch Gutes hervorbringt.

Die Worte „er weiß nicht wie“ in unserem Gleichnis warnen uns vor diesen wie vor jenen Spekulationen, vor allzu genauem Bescheidwissen. Aber das ist nicht die ganze Wahrheit dieser Geschichte. Am Schluss heißt es: Sobald die Frucht reif ist, sendet er sofort die Sichel aus, denn die Ernte ist da. Ernte ist in der Bibel ein häufiges Bild für das Reich Gottes, und es drückt nicht nur die Freude aus, die das Kommen dieses Reichs bedeutet, sondern auch die Hoffnung: eines Tages wird sich herausstellen, dass unsere Mühen nicht vergeblich waren. Die mit Tränen säen, werden mit Freude ernten. Doch das betonte „sofort“ fällt auf, klingt dringlich und eilig, deutet an, dass man den Zeitpunkt der Ernte auch verpassen und versäumen, verschlafen kann; die endlich reif gewordene Frucht verfaulen oder vertrocknen lassen. Das Gleichnis ist darum nicht nur die tröstliche Botschaft, dass wir – wie Jesus im unruhigen Boot – getrost und sorglos schlafen dürfen. Sondern auch ein Aufruf zur Wachsamkeit und Achtsamkeit. Eine Kirche, die nicht hellhörig und scharfsichtig, mit wachen Sinnen wahrnimmt, was geschieht, die mit geschlossenen Augen und Ohren ihre Botschaft verkündet, weil alles Zeitgeschehen dem Evangelium, das ja automatisch wirkt, nichts anhaben kann, uns also auch nichts zu sagen hat, ist nicht die Kirche Jesu Christi. Zu dem Gebet, das Jesus uns aufgetragen hat, gehört die Bitte: Dein Reich komme. Er hält uns für fähig, betend und arbeitend zum Kommen des Reiches beizutragen. Alles hat seine Zeit: Säen und Ernten, Schlafen und Wachen, Beten und Arbeiten.

In Psalm 127 heißt es, und das ist vielleicht ein gutes, ein beherzigenswertes Wort auch für unseren Gemeindevorstand, der sich gerade neu konstituiert hat: es ist umsonst, dass ihr früh aufsteht und hernach lange sitzt und esst euer Brot mit Sorgen; denn seinen Freunden gibt er es im Schlaf.

Amen.